

**Zeitschrift:** Wissen und Leben  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 17 (1916-1917)

**Artikel:** Erinnerungen aus meinem Leben : Ergänzungen und Verdankungen, Schülern, Freunden und Verehrern gewidmet  
**Autor:** Winteler, Jost  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-749276>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

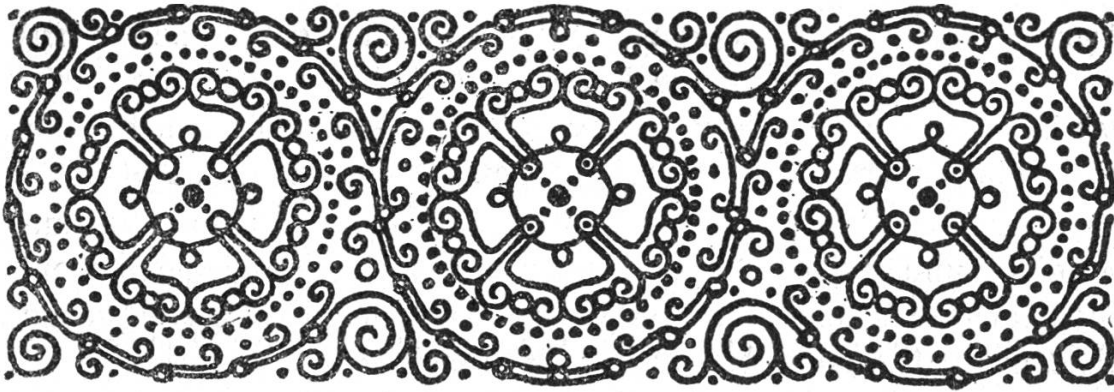
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN

ERGÄNZUNGEN UND VERDANKUNGEN,  
SCHÜLERN, FREUNDEN UND VEREHRERN  
GEWIDMET

„Wer vieles gibt, wird  
Allen etwas geben.“

Als ich eines Fühlers gewahr wurde für eine Kundgebung zu meinem siebzigsten Geburtstage, da habe ich mich sofort und mit fast harten Worten gegen eine solche gewehrt. Nachdem es nun aber infolge der pietätvollen und feinsinnigen Einsendungen, einerseits meines einstigen Schülers und spätern befreundeten Kollegen Prof. Dr. Hans Käslin und anderseits eines zweiten Schülers, des durch zahlreiche historische Abhandlungen bekannten G. Wyß (in der *Neuen Zürcher Zeitung* No. 1862, im *Aargauer Tagblatt* vom 21. November 1916 und im *Oltener Tagblatt* No. 275) doch dazu gekommen ist, schiebe ich meine grundsätzlichen Bedenken gegen eigene Mehrung des hochgediehenen Fest- und Apotheoseneifers unseres Zeitalters beiseite. Ich vergegenwärtige mir nur noch die mir dargebrachte Liebe und Verehrung, und es übernimmt mich das Gefühl des Dankes für so viel rührende Anhänglichkeit, angesichts eines kleinen Berges von Briefen, Telegrammen, literarischen und künstlerischen Beilagen und anderer Beweise treuester

Gesinnung. Aber ich bin verlegen, wie ich meinen Gefühlen Ausdruck geben soll, da es unmöglich ist, einzeln darauf zu antworten. Es bleibt mir nur übrig, die hochgeschätzte Redaktion dieser Zeitschrift zu bitten, mir dazu den Weg der Presse zu öffnen, der mir diese Huldigungen auch zugeführt hat.

Für die *Neue Zürcher Zeitung* war meine Antwort zu umfangreich, und sie wäre darin unter tausend andern Dingen wohl auch nicht recht angebracht gewesen. Kantonale Blätter aber haben dazu nicht den genügend weiten Leserkreis.

Ich weiß wohl, dass solche persönlich gefärbten Angelegenheiten in der Regel ein größeres Publikum kaum interessieren. Aber die genannten Darbieter öffentlicher Festgaben haben manches nur „angetönt“, was weitem Kreisen Fragen und Vermutungen nahelegt, die ich angesichts meiner Jahre nicht ohne Wegleitung lassen darf, da niemand außer mir eine solche zu geben vermöchte. Weil sie es auf eine Überraschung angelegt hatten, und bei meiner ablehnenden Haltung ihrem Vorhaben gegenüber, konnten die genannten Vertreter meiner Schülerschaft mich in dieser Hinsicht nicht zu Rate ziehen. Hier muss offenbar nun ich selber eintreten. Alsdann habe ich meinerseits der Dankbarkeit gegen meine Lehrer Ausdruck zu geben, wobei manches einfließen wird, was nicht ohne Aktualität sein dürfte. Auch war mein Leben mit Zeitereignissen verflochten. Und so hoffe ich denn, dass auch Fernerstehende die folgenden Ausführungen mit einigem Anteil lesen werden. —

## AUS DER JUGENDZEIT

Schon auf meiner einsamen Berghöhe im obern Toggenburg, wo ich meine Knabenjahre verlebte, und die heute, nach fünfzigjähriger Unterbrechung, den Augen erreichbar, gleich über mir liegt, hatte ich Anlaß genug, Neigung zum führerlosen Lernen zu entwickeln. Ich beschäftigte mich viel mit Pflanzen und Kleingetier der Umgegend ohne andere Anleitung als etwa die einiger altmodischer Bücher. Später musste ich mein eigener Lehrer sein für den zweiten Jahreskurs im Griechischen (unregelmäßige Verben!), und Ovids Phaëthon führte mich auf die Sternkunde. Schon mit elf Jahren half ich meinem Vater, der ein begeisterter Jugendbildner war, Schule halten. — Die scharfe Zugluft in religiösen Dingen,

die an dem stark naturalistisch orientierten Gymnasium in Frauenfeld wehte, drängte mich alsdann allzufrüh zu Bibelstudien, sogar unter unreglementarischem Beginn des Hebräischen und der Philosophie auf eigene Faust. — Was mich damals veranlasste, Betrachtungen über die beste Staatsform anzustellen, weiß ich nicht mehr, die Aufzeichnungen darüber sind verloren gegangen. — Andererseits beschäftigten mich auf dem Gymnasium schon Phonetik und mundartliche Studien, weil ich neben einem poetischen ein in Prosa geschriebenes Tagebuch führte, in das ich mundartliche Redensarten einfließen ließ, deren Scheidung in zwei verschiedene Idiome mir Kopfzerbrechen verursachte. In die Studien dieser Art vertiefte ich mich so sehr, dass ich mich schon beim Abgang vom Gymnasium mit dem Gedanken der Veröffentlichung trug, wozu mich so viel verkehrtes Zeug über phonetische Dinge in unseren Schulgrammatiken herausforderte. Was ich da zu sagen hatte, deckte sich vielfach mit dem, was ich neun Jahre später in der *Kerenzer Mundart* veröffentlicht habe. — Ich besitze auch noch ein Manuskript über den Ursprung der Sprache, das damals seinen Anfang nahm und mich noch in höhern Semestern beschäftigte. Auch als Student noch habe ich das Sanskrit privatim begonnen, als ich, vom Kriege von 1870 gezwungen, eine Hauslehrerstelle in der Rhön versah.

Ich grübelte über solchen Materien schon als Kantonsschüler regelmäßig — denn ich war ein Nachtarbeiter — bis tief in die Nacht. Natürlich nicht gerade zum Nutzen meiner Schulsackstudien, obwohl ich als guter Schüler galt. Auch nicht zum Vorteil meiner körperlichen Entwicklung. Unter meinen Mitschülern fühlte ich mich wie ein Mann unter Knaben, obwohl ich körperlich wohl der kleinste und nicht der älteste unter ihnen war und von ihnen hinwiederum wegen meines blassen Aussehens gehänselt wurde. — Meine Eltern führten diese Blässe auf ein sogenanntes „Versehen“ zurück.

Ich verlor auf diese Weise natürlich viel Zeit. Aber ich lernte dabei selbständig denken und forschen.

Ich weiß noch wohl, wie mir oft der Kopf surrte von den vielen Fragen und Wissensmaterien, die mich jetzt und als Student beschäftigten. Es heißt (in meinem poetischen Tagebuch unterm 18. November 1868):

Wenn mir der Kopf brummt,  
Mir's von künstlicher Weisheit in tausend Ohren summt,  
Wenn ich verzweifelt vom Buche auf nun jag' —  
Denk ich an dich, Liebe, und an des Wiedersehens Tag.

Stiller dann wird mir der Sinn,  
Wenn ich auch weiß, dass ein törichtes Kind ich bin,  
Und das Schicksal den holden Glauben mir nicht ließ,  
Dass es dir mich allein, und wahrhaftig mir dich verhieß...

Dieser „Sturm und Drang“ durchtobte mir nicht bloß den Kopf,  
sondern auch das Herz, was folgende Zeilen aus der Studentenzeit  
belegen mögen:

Ist ob der Unendlichkeit,  
Die ich durchgelebt,  
Mein Herz zu matt?  
Oder hat es, ein zitternd Blatt,  
Jeder Hauch bewegt? —  
Weiß nicht Bescheid.

Sinn ich zurück,  
Schau ich ein strudelnd Meer —  
Eins war zu viel.  
Doch in buntem Gewühl  
Tauchen Gestalten empor, hieher, dorthier —  
Mir schwimmt vor meinem Blick.

Presse die Augen zu  
Und starre hinaus  
In die ewige Nacht.  
Dann dröhnt mit geheimer Macht  
Der Zukunft Donner und Wogenbraus —  
Ich finde keine Ruh.

Sinke betäubt dahin  
Vor dem wilden Drang.  
Ich bin nicht mehr. —  
Den necket das Schicksal schwer,  
Dem es lieb für des Weltalls Riesengang  
Alloffenen Sinn.

Das waren innere Vorgänge, allerdings an Erlebnisse anknüpfend,  
wie im vorliegenden Falle an ein Missgeschick meiner seligen Mutter,  
deren Liebling ich war und von der ich mich kurz zuvor losge-  
rissen hatte, um — vielleicht für immer — in die Fremde zu gehen.  
Äußerlich hatte ich ja noch wenig erlebt. Freilich — ich war ein  
abgründlicher Gemütsmensch. Was ich einmal ganz liebte, war  
fast unentreibbar. So die Jugendheimat, der ich auf der Kantons-  
schule in innigen Heimwehliedern huldigte. Erst die vom Fest-  
halten ganz ermattete Seele gab auf, dann wohl auch ganz und

für immer. — Die Fülle solcher Gesichte, wie die, von denen oben die Rede ist, setzte sich mir auch etwa in Töne um, was sich aber mit dem Alter verloren hat. Ich hörte dann, immer vor dem Einschlafen in halbträumendem Zustande, dem auch viele meiner Verse entfloßen sind, lange Kompositionen, von vollem Orchester ausgeführt, an der trunkenen Seele vorüberbrauschen.

Leicht war ich verletzt, aufbrausend, und viel zu gut. Wer aber auf diese Güte spekulierte, konnte Enttäuschungen erfahren. Dauernd hasste ich nur das Perverse, und zuwider war mir das Ungesunde. Letzteres wohl verständlich bei dem Angehörigen einer leiblich und geistig von jeder nennenswerten Belastung völlig freien Familie. Drei meiner Großeltern sind als Achtziger gestorben. — Wenn ich auch ehrgeizig gewesen sein sollte, so war ich es jedenfalls in besonderer Weise. Mein poetisches Tagebuch enthält hiezu folgende Zeilen: wer sein will, was er *nicht* ist, geizt nach Ehre. Wer sein will, was er *ist*, sucht Recht und Pflicht (7. April 1869). Bezeichnend in dieser Hinsicht ist nachstehendes Erlebnis. Der Klassenprimus am Obergymnasium drang am Ende des ersten Quartals unseres Zusammenseins in mich, wenn die Zeugnisse kämen, ihm meine Noten zu zeigen. „Sobald ich sie selber werde gesehen haben“ — war meine Antwort. Und wiewohl er sich nun deren Kenntnis auf Umwegen verschaffte, sah ich die Noten niemals an. Ich hatte eine viel zu selbstbewusste Eigenart, um mich mit Andern an derselben Skala zu messen. Daneben war ich neidlos, und ehrliche Leistungen Anderer haben mich stets gefreut, sie durften nur nicht Rivalitäten sein wollen. Das ist der „Wettkampf mit der eigenen Kraft“ (*Pantander*, Genießen). So veredelt ein Schwarzplättchen am Echo seiner Lieder seinen Gesang. — Dass man mich lobte, schien mir selbstverständlich und rührte mich wenig. Hingegen für Tadel war ich äußerst empfindlich. Nie hat eine körperliche Züchtigung meinen Leib berührt. — Der Appenzeller Kalender enthielt einmal in einem Jahrgang meiner Jugendzeit den Merkspruch: „Gewöhnliche Kerzen putzt man mit der Schere, feinere putzen sich selber.“ Das leuchtete mir ein. Übrigens hatte ich das Vorrecht des Jüngsten. Mein älterer Bruder hatte fünf Jahre mehr als ich, die noch älteren zwei Schwestern entsprechend.

Was die häusliche Erziehung angeht, so waren wir zwar kleine Leute, hielten uns aber an den Grundsatz: Noblesse oblige.

In unserer Familie waren verpönt Tabakrauchen, Trinken, Fluchen und Schwören, Kartenspiel. Die einzige zulässige Beteuerung war: Gewiss! mehr zur Bezeugung, dass man im Ernste sprach, als zur Ablehnung einer Lüge. Als ganz kleiner Junge log ich meiner jüngern Schwester einmal. Das weiß ich noch heute. Ähnlich steht in einer kurzen Lebensbeschreibung meines Vaters was folgt: „Ich fühlte als Kind hie und da einen Hang zum Lügen. Einmal sollte ich Vieh hüten und verabsäumte meinen Beruf. Ein munteres Rind sprang über eine Mauer in die Straße (gemeint ist die alte Gasse über Kerenzen) und von derselben zu anderm Vieh in einem Nachbargut. Der Vater nahm dies hoch, er stand auf einer Anhöhe unseres Gutes. Ich entschuldigte mich damit, es sei nur auf der Straße gewesen. Überführt war mir's, als ob die Qualen der Hölle mich drückten. Der Vater legte zwar keine Hand an mich, sondern sagte: „So, so, du betrübst mich noch mit Lügen.“ Er ging betrübt an seine Arbeit und sprach kein Wort mehr. Länger aber konnte ich meine Angst nicht mehr ertragen. Ich drückte mich an meinen lieben, traurig schweigenden Vater und bat ihn unter vielen Tränen um Verzeihung. Er küsste mich herzlich, ermahnte mich in kurzen, aber dringenden Worten, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen. Dieser Vorgang machte mir die Wahrheit lieb und das Lügen verhasst.“

Von dem nämlichen Großvater berichtet mein Vater u. a. dies: er zerschlug eines Abends Steine und schaffte die großen Stücke an einen geeigneten Ort. Die feinem befahl er mir, morgens, wenn ich früh aufstehe, anderswohin zu tragen. Wir gingen zu Bette, es war Mondschein. Als ich erwachte, war der Vater nicht da, kam aber bald und sagte: „Mein Lieber, ich habe dir deine Morgenarbeit abgenommen, schlaf du also am Morgen ruhig. Wenn ich einmal alt bin, so nimmst du dann wohl mir meine Arbeiten auch ab, wenn sie mir zu schwer werden.“

So erzog vor zirka hundert Jahren ein einfaches Bäuerlein auf dem Kerenzerberg, der damals noch völlig weltfremd war, ohne Fahrstraße und Touristenbesuch, seinen Sohn. (Ich habe den väterlichen Bericht etwas gekürzt.)

Dieser Großvater starb in jüngern Jahren an dem im Gebirge häufigen „Stich“ oder „Lunggestich“ d. i. Brustfellentzündung (*ictus laterum*).

Es gibt Leute, die mir große Belesenheit zutrauen. Die habe ich nicht. Zur Bewältigung unserer unsinnigen literarischen Überproduktion fehlte mir nicht bloß Zeit und Geld, sondern auch der modische literarische Fressmagen samt zugehörigem kopiosem Gedächtnis. Es liest heute jeder Backfisch vieles, was ich erst in reifen Jahren, wenn mir die bezüglichlichen Probleme aus eigenem Erleben bekannt waren, gelesen habe.

In früheste Jugend zurück gehen die Anfänge meines Dichtens, in eine Zeit, wo ich bei meinem seligen, selber dichterisch veranlagten Vater (der zeitweilig nur Landwirtschaft trieb, weil's beim Lehramte nicht langte) eben das Schreiben lernte. Die öffentliche Schule besuchte ich erst mit neun Jahren.

Am Gymnasium empfand ich die Einwirkung der klassischen Akribie (der Schweizer liebt es: Tüpflich . . . dafür zu sagen) auf mein poetisches Schaffen als eine Störung meiner Unmittelbarkeit. In jenem Tagebuche steht über diese „störende Reflexion“ (27. Juni 1868):

Es hebt sich kaum ein voller Klang der Seele  
In's Wort:  
Gleich nörgelt's um mich; ob er ohne Fehle! —  
Der Klang ist fort.

Vor dieser Einwirkung hatte ich beim Dichten in hohem Grade das gekannt, was man etwa den „göttlichen Fluss“ genannt hat. Ich erinnere mich, dass ich als Knabe im Bette vor dem Einschlafen in lauter Versen mit mir sprach, und immer hochdeutsch. Aber wenn Produktion von mir *erwartet* wurde, so machte mich das unproduktiv. War ich im Zuge, so traten die Gedanken stets fix und fertig vor mich, wie Athene aus der Stirne des Zeus. Was Goethe meint, wenn er sagt: Ich schnitt sonst immer gern aus ganzem Holze, nun müsst' ich doch am Ende leimen — kann niemand besser verstanden haben, als ich. Verse „gemacht“ hab' ich nie, sie entstanden. Wohl aber geht der aus der Tiefe der Seele kommende Spruch leicht in Scherben, die dann eben der Verstand zusammenleimen muss, eine mir leicht widerwärtige Arbeit, zumal mir die Urform einer solchen Eingebung bis ins reife Alter hinein fast sakrosankt war. Natürlich. Es war ja für mich vom Genius anvertrautes Gut, das ich nur sorgfältig festzustellen, nicht abzuändern das Recht hatte. — Ein vor der Reflexion entflohenes Wort stellt sich übrigens manchmal, oft nach Jahren,

von selber wieder ein, vielleicht nach langem Suchen und Raten. — Auch das bloße Schreiben störte meine Unmittelbarkeit. Und wie ich als zwölfjähriger Knabe eine immergehende Uhr hatte ersinnen wollen, so plagte ich mich im ersten Semester lange mit einer elektrischen Einrichtung, die, ohne das Denken zu stören, automatisch dessen leise Nervenimpulse in den Sprachorganen hätte auffangen und aufzeichnen sollen.

Es stand vor kurzem in der *Neuen Zürcher Zeitung* (1916, Nr. 1932. 1937) aus der Feder eines mir vorher nicht bekannten Schriftstellers, Johannes Nohl, ein Aufsatz: *Psychoanalyse und Dichtkunst*. Ich habe ihn mit Genugtuung gelesen. Der Mann weiß, was Dichten ist, die Antike mit ihren „Sehern“ („Begeisterten“ wäre richtiger übersetzt) wusste es auch, nicht minder die hebräische Prophetenzeit. Ohne Zweifel versteht Nohl besonders gut ein paar Zeilen aus meiner Studentenzeit:

„Der wahre Dichter gleicht einem Nachtwandler, er geht, wo sonst kein Sterblicher gehen kann — bis er zu sich selbst gebracht wird“ — und ein Gedicht aus ungefähr der nämlichen Zeit, das sich hierauf bezieht, das aber mein eigener Philologengeist lange nicht wollte gelten lassen, lautet:

*Dichten.*

Andere Menschenkinder tifteln, und sind gar klug.  
Doch stehst du im Dienste der Musen, sind dir die Maße<sup>1)</sup> genug.  
Es wehen durch sie die Geister wie durch Götterbäume der Wind.  
Und was auf dem Herzen sie tragen, verkünden sie, brausend und lind.  
Doch dass du nicht verhörest der Geister geheimen Spruch,  
Merk auf mit klugen Sinnen. Das ist zum Dichten genug.

Der Urgrund des menschlichen Gemütes wurzelt im Unmittelbaren, ohne dessen Allwissen und Allwollen die ganze Welt und alle Wunder der Natur unverständliche Rätsel wären. Platos tief-sinniges Ahnen, dass das endliche Bewusstsein, wenn ich so sagen

<sup>1)</sup> Gemeint sind die „Versmaße“, die Musik des Gedichtes, wofür ich viel feinere Ohren habe, als Jene meinen, die im *Pantander* gewisse Verse beanstandet haben. Ich habe nur ein anderes musikalisches Empfinden als sie — keine Schulmusik. — Natürlich ist in dem Gedichte zunächst an die Lieder-dichtung gedacht. Was die Überlegung angeht, so spielt sie in der echten Poesie stets die untergeordnete Rolle, die Sokrates in seiner Bescheidenheit bei der Gedankenentwicklung seiner Schüler für sich in Anspruch nimmt, wenn er sich mit einer Hebamme vergleicht. — Ich habe oft große Mühe, erst aufdämmernde Gedanken mir völlig verstandesklar zu machen.

darf, ein Aufblitzen von Funken sei durch die zwischenliegende Nacht der Bewusstlosigkeit; ein Wiedererwachen oder Wiedererinnern in der Form eines bloßen Dämmer Scheins im Alltagsbewusstsein, oder eines ungebrochenen Aufflammens des Urseins in der Dichterseele — das ist die unentbehrliche Voraussetzung eines gewissen Verständnisses jener Rätsel. Ausnahmen hinsichtlich der Unmittelbarkeit des Schaffens bilden jene wenig zahlreichen Stücke der Pantanderdichtung, die als Verbindungsglieder zwischen unvermittelten Stimmungsliedern neu zu schaffen oder zum Zwecke der Einpassung ins Ganze aus letztern umzuschaffen waren. Sie sind indessen so von der Stimmung ihrer Umgebung beherrscht, dass sie nicht selten ununterscheidbar sind. Ich nenne beispielsweise: *Agariste*. *Frühlingsabend*. *Das geborstene Glas*. *Die Übersetzungen norwegischer Lieder* (in: *Übergänge*). Zahlreiche Stücke in den *Streiflichtern*, z. B. *das Bettelweib*, *das rote Spinnlein*. Alle Titel erklärenden Stücke. Viele Stücke des Lichtglücks. — Umgeschaffen ist z. B. *die Meerfee*, und im Einzelnen natürlich manche Strophe oder Verszeile. —

Einige weitere in dieses Kapitel einschlagende Bemerkungen habe ich im Folgenden untergebracht. Der Leser wird sie leicht hieher beziehen. Hier nur noch dieses: Mit dieser Unmittelbarkeit meines poetischen Schaffens hängt offenbar auch meine mimosenhafte Empfindlichkeit gegen jede fremde Berührung in dieser Hinsicht zusammen. Mein Vater zeigte meine kindlichen Verse gerne vor, wenn uns jemand besuchte. Auch mein nachmaliger Primarlehrer bekam sie zu lesen und meinte, ich könne sie unmöglich allein gemacht haben, sie würden einem rechten Dichter Ehre machen. — Nun ja, was eben in solchen Kreisen unter einem rechten Dichter verstanden wird! — Schließlich versteckte ich jene an unfindbarem Orte, bis die Mäuse sie fraßen. Bewahrt habe ich nur zwei Verszeilen davon. — Auch später behielt ich meine Gedichte streng für mich, obwohl mir das Bedürfnis nach Mitteilung nicht fremd war. Die Lieder des Tycho Pantander sind alle erstmalig gedruckt; kaum eines und das andere, und nur vertrautesten Personen gegenüber, ist vorher jemand bekannt gewesen, abgesehen von der Beratung mit zwei Freunden knapp vor der Drucklegung. Ich ging also nicht, wie Heyse spottet, „herum mit dem Bettelteller und sammelte ein mitleidige Heller.“ —

Vielleicht interessiert hier noch eine Bemerkung über meinen ungewöhnlichen Namen. Erst seit 1626 sind die Winteler auf Kerenzen sesshaft, als Abzweigung der bezüglichen in Mollis stammhaften kleinen Sippe. Gesprochen wurde das Wort noch zu meines Vaters Zeit nur als Wintler. Es erinnert dies sehr an die tirolischen Vintler, deren Name mit der Ortschaft Vintel im Pustertale zusammenhängt. Konrad v. Vintler ist im ausgehenden Mittelalter als Dichter bekannt, ein Nachfahre war noch im 19. Jahrhundert Professor in Innsbruck. Zwischen 1363 (Erwerbung Tirols durch Österreich) und 1388 (Schlacht von Näfels) wäre die Ansiedelung österreichischer Kolonisten im Glarnertal wohl denkbar. Oder auch im Reformationszeitalter. Übrigens scheint meine Art mehr auf die väterliche Großmutter, Anna Tschudi, zurückzugehen, die einst wohlbekannte kleine, halb bündnerische Ratsherrin und Wirtin zum „Rössli“ auf Filzbach. — Der Vorname Jost scheint dem biblischen Hiob zu entsprechen, lautet auch in der Mundart nie anders als Jos, was weder Justus (auf Kerenzen Jüsti) noch Josua (auf Kerenzen wie im Italienischen Joseweh) sein kann, höchstens Kurzform zu letzterm. Aber doch eher Jobus (Jobs).

## MEINE HISTORISCHEN UND PHILOSOPHISCHEN STUDIEN

Käslin nennt mich einen Schüler Jakob Burckhardts, ohne andere hervorragende Historiker zu nennen, die auf mich Einfluss hatten. Er wird also damit mehr sagen wollen als nur das, dass ich wie Jener meinen Unterricht in der Regel ohne jedes Gedächtnismittel peripatetischer teilte, wobei Burckhardt im Wenden gewöhnlich an einem Fensterriegelchen seine Gedanken Atem schöpfen ließ, während ich vielleicht dem Pfliffe eines Vogels im anstoßenden Parke lauschte. — Ich war bei Jakob Burckhardt während meines zweiten und dritten Semesters Hörer und entzückt von ihm, wie Andere. Schüler aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes hatte er bei seinem akademischen Unterrichte, wie ich glaube, nicht. Er nahm den Geschichtsstoff an der Universität nicht systematisch durch, sondern wählte sich Partien aus, die ihm besonders gut lagen. Einzelne reifere Studierende, wie z. B. Karl Spitteler, sind ihm ja bekanntlich näher getreten, aber auch nicht eigentlich als Schüler. — Ich war dazu zu unreif; dem einsamen Junggesellen

mit dem kahl geschorenen Kopfe, der in der totenstillen, vornehmen St. Albanvorstadt mit einem alten Flügel zusammenhauste, konnte ich in meiner schüchternen und linkischen Art als armer Bergbub nicht beikommen. Ebensowenig, stadtfremd wie ich war, seinen Unterhaltungen mit Laienzunftbrüdern, wo er sich freier gehen ließ, wie man erzählte. — Bergleute können sich eben nur schwer in die Welt schicken, und ich erwiderte die Einbildungen der Flachlandmenschen auf ihre Nichtigkeiten gerne mit einem Hochgefühl, als ob mindestens ein Sonnensystem mir zu eigen gehörte. Seit ich nun alt und wieder in den Bergen bin, kann ich das alle Tage vor mir sehen, und ich lächle dazu.

Burckhardts Darbietungen sprühten von Geist; im Anfang versuchte man bei ihm nachzuschreiben, legte aber bald die Feder beiseite und gab sich ganz dem Gedankenregen hin, aus dem man, wie aus einem Raketenfeuer, einzelne Funken zum dauernden Behalten auffing. Ich erinnere mich, dass er das Wesen der griechischen Säulenschwellung in einer Weise versinnlichte, die für mich nach langen Jahren noch der Ausgangspunkt wurde nicht allein zum nachempfindenden Verständnis des ganzen griechischen Säulenwesens, sondern, soweit ich damit kam, der griechischen und der daraus abgeleiteten Architektonik überhaupt. Man denkt dabei an Goethe, wenn er von der Wirkung eines geistreichen Wortes erzählt (*Z. Natur- und Wissenschaftslehre* 13). Solche Feinfühligkeiten bildeten wohl die Blume von Burckhardts Vorträgen. Es scheint nun, nach überaus zahlreichen Zeugnissen, dass öfter meine Schüler ähnliche Beeinflussungen empfanden. Entlehnt aber habe ich weder dies noch jenes wandelnde Dozieren, denn was ein Anderer war und tat, galt bei mir von frühester Jugend an als dessen Eigentum, und bitter ungern nur wiederhole ich gegebenenfalls ein schon einmal von mir selber gebrauchtes oder mir auch nur längere Zeit vor dem Niederschreiben eingefallenes Wort, es sei denn zitierend. Wenn trotzdem Übereinstimmungen mit Andern auch bei mir vorkommen, so ist dies nur, wie zwei Gewitter einander gleichen. Übrigens sagt Goethe: „Was ist das Allgemeine? Der besondere Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle.“ Von einander unabhängige Übereinstimmungen sind also ganz natürlich. — Diese Eigenart, bewusster Weise nur aus eigenen Tiefen zu schöpfen (was übrigens der Allgemeinverständlichkeit nicht besonders förderlich

ist), dürfte mir angestammt sein und ist jetzt kaum mehr Brauch. Sogar ein Goethe dachte sehr viel anders darüber als ich, wie man in seinen *Meteoren des literarischen Himmels* unter „Plagiat“ nachlesen mag.

Ich kann also auch wegen solcher Übereinstimmungen ein Schüler Jakob Burckhardts nicht heißen. Anderer Gemeinsamkeiten entsinne ich mich nicht. Jakob Burckhardt war ein feinst ausgebildeter, überlegter Künstler und hoher Meister der Form, ohne übrigens einen Kultus mit sich zu treiben oder die Form den Gedanken überwuchern zu lassen. Ich hatte bei meinen bescheidenen Verhältnissen nur wenig für die Form übrig und musste mich, bei meist fast erdrückender Arbeitslast, begnügen, in schlichter Unterweisung meine Schüler lehrplanmäßig einer höhern Stufe des Wissens entgegenzuführen. Das drückte mich schwer, aber ich vermute, unter glücklicheren Verhältnissen wäre meine südlich-temperamentvolle Art — ausgeartet.

Da ich nun, trotz oder wegen der olympischen Höhe Burckhardts — die freilich in seinem republikanisch schlichten Außensich nicht zutage trat — hinsichtlich der Vorbereitung zum Lehramt als solchem andern Vertretern der historischen Wissenschaft sogar mehr als ihm verdanke, so wäre es von mir ein Unrecht gegen diese Andern, würde ich ihrer hier nicht gedenken.

Zwar an dem bedeutenden Kirchenhistoriker Hagenbach ging ich damals vorüber, es war noch zu früh für mich, und die religiöse Eigenbrödelei oder das, was Friedrich der Große „affektionale Singularitäten“ nennt, die sich auf diesem Gebiete so breit machen, war mir auch zuwider. Dagegen lernte ich in Basel bei dem für Schweizergeschichte beliebten Balthasar Räder mit seinem gut schweizerisch biederherzigen Wesen vermutlich das Elementarisieren für den erzählenden Unterricht. — Selbstverständlich hörte ich auch den vierschrötigen, aber nicht bloß eckigen, sondern auch gediegenen Wilhelm Wackernagel in seiner deutschen Literaturgeschichte. Gestoßen habe ich mich an seinem blindwütigen Franzosenhass, der ihm erlaubte, oui mit Schweinegrunzen zu vergleichen trotz des deutschen Ja. Die Großdeutschen jener Zeit hatten wohl alle diesen Zug, nicht zur Förderung des neutralen Sinnes bei ihren schweizerischen Schülern. Aus dem Munde eines solchen Schülers und Gymnasiallehrers hörte ich an öffentlicher und ausgezeichnete Stelle 1887 das Wort: das größte Unglück, das der Schweiz zugestoßen

sei, sei ihre Trennung vom deutschen Reich gewesen. — Im übrigen habe ich meiner Wertschätzung Wackernagels noch spät Ausdruck gegeben durch Anschluss meiner *Naturlaute und Sprache* an seine *Voces variae animantium*. Ich darf hier wohl sagen, dass meine genannte Arbeit nur den Anfang hätte bilden sollen zu einem größeren Werk über den onomatopoetischen Ursprung der Sprache überhaupt. Es sollte dabei auch eine noch nicht bestehende Brücke geschlagen werden zwischen semitischen und indogermanischen Sprachen. Das ist, wie so vieles andere, bis auf verstaubte Notizen, in meinem Kopfe stecken geblieben. Verstaubte Notizen nur sind auch übrig von meinen vielen Ergänzungen zur *Kerenzer Mundart* in Form lexikalischer und grammatikalischer Einzelheiten. — Fast gar nicht beachtet worden ist meine Programmarbeit über einen römischen Landweg am Walensee (1894) mit Fortsetzung vom Jahre 1900, die z. B. der Mitarbeiter am Zahn'schen Geographischen Lexikon der Schweiz (sub Kerenzen) völlig ignoriert. — Ich plante auch noch weitere historische Arbeiten. Aber so hartnäckig ich meine Entwürfe jahrelang festhielt, immer kam schließlich etwas in die Quere, das mich an deren Vollendung hinderte. Künftige Generationen wollen indes ja auch zu tun haben. Unser geistiges Schaffen ist im Grunde doch nur eine Selbstunterhaltung, die freilich, um ihren Reiz nicht zu verlieren, der Steigerung von Geschlecht zu Geschlecht bedarf. Allvater liebt mit seinen Menschlein das Kinderspiel, hat Hegel den Griechen nachgesprochen.

Einiger weiterer Basler Hochschullehrer auf anderem Gebiete werde ich später gedenken können. Hier muss ich meiner Rückkehr von Basel nach Zürich, wo ich bereits mein erstes Semester verbracht hatte, Erwähnung tun.

Das damalige Basel war mir im allgemeinen zu muckerisch. Unsere dortige, gut bürgerliche Hausfrau entsetzte sich, dass wir als Theologiestudierende ab und zu ins Theater gingen, zu einer Hedwig Raabe, einem Possart zum Beispiel. Ich fühlte mich nicht wohl in solcher Atmosphäre, das Pantanderlied *Herbstfrieden* stammt aus jenen Semestern. Auch die bitterbösen *Knechte Gottes, Gewissen Frommen*, u. a.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ich würdigte damals noch nicht, dass, natürlich nicht ohne Zusammenhang mit ihrem Glauben, diese „Zofen“ Wesen waren, von seltener jungfräulicher Frische und Gesundheit.

Da kamen alte Klassengenossen von Frauenfeld, die inzwischen in Zürich studiert hatten, auf Besuch bei uns. Brausend scholl es durch Basels düstere Gassen:

Bis die Welt vergehet am jüngsten Tag  
Seid treu, ihr Burschen, und singet mir nach:  
Frei ist der Bursch.

Die zu uns gekommen waren, gehörten nachher zum Kern der Tafelrunde, die u. a. im „Geborstnen Glas“ (*Pantander* S. 29 f.) geschildert ist. Ich selber hatte also in Zürich meine Universitätsstudien begonnen, aber man hatte darauf gedrungen, dass ich hauptsächlich in Basel studieren sollte, wo ich eigentlich auch das Pädagogium hätte durchlaufen sollen. Ich bestand indessen darauf, ich wollte „die andern“ auch hören und habe durch mein Widerstreben auch das Verhältnis der Universitäten umgekehrt.

Unter den Zürcher Historikern machte mir einen großen Eindruck Johannes Scherr. Schon der Titel seiner *Hammerschläge und Historien* kennzeichnet den Mann. Sein Haupt umwitterte der Gedanke, dass im Leben der Staaten so gut wie im Einzelleben nur Recht und Wahrheit dauerndes Wohl begründe. Mephisto kann sich lange rühmen, ein Teil jener Kraft zu sein, die „stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Wider seinen Willen Andere antreibt, das Gute zu schaffen, hätte er sagen sollen. Ihm selbst gilt das Schiller'sche: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend Böses muss gebären.“ Und die Versöhnung liegt nur darin, dass das Böse „die dunkle Wand, auf die sich Gottes Lichtbild malt in strahlendem Gewand.“

Johannes Scherr war echter Deutscher und echter Schweizer zugleich. Unser Schweizer Boden trägt neben seltenen Kulturblüten auch viele Disteln, doch manches Samenkorn von außen hat nur in ihm seine Entfaltung gefunden. So Johannes Scherr. Er stand in — gewiss bewusstem! — Gegensatz zu dem kasuistischen Geschichtskünstler Treitschke. Damit auch zu Nietzsche. Und so hielt er es in seinem *Kriege von 1866*, ich möchte nicht sagen mit Österreich, aber mit dem gekränkten Rechte. Der Zweck heiligte ihm die Mittel nicht.

Mich, dem von Hause aus gleichgerichteten Altschweizer, hat zweifelsohne Scherr in der ethischen Auffassung der Geschichte mächtig bestärkt. Als 1870, kaum dass ich in Deutschland ange-

kommen war (es war in meinem 6. Semester), der Krieg ausbrach, erklärte ich meinen erstaunten Kommilitonen im Kolleg (ich glaube, es war bei Adolf Schmidt, bei dem ich hospitierte) ungefähr dieses: „Sagt ehrlich, Ihr habet diesen Krieg gewollt, um Deutschlands Einheit zu erringen. Dann ziehe ich als Freiwilliger mit Euch. Aber was Eure Presse da behauptet — nämlich Napoleon oder wie man später die Sache wendete, die Franzosen hätten den Krieg gegen das friedliebende deutsche Volk frevelhaft vom Zaune gerissen — das ist nicht wahr.“ Unlange später ruhte manch einer jener Kommilitonen in Frankreichs Erde. Wie es mit meiner Behauptung stand, hat man zwanzig Jahre später aktenmäßig genau erfahren. Aber das Gewissen des deutschen Volkes hat dazu geschwiegen.

Von da an hieß ich im Städtchen lange Zeit nur der kleine Franzose, obschon ich noch keinen Fuß auf französischen Boden gesetzt und keinen einzigen Franzosen kennen gelernt, auch noch keine französische Zeitung gelesen und im Grunde eine deutsche Schulung hinter mir hatte. Ich erfuhr jetzt eben die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Mit den Irrtümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; lässt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.“

Bei meiner Lust, eigene und oft sehr einsame Wege zu wandeln, hatte ich diese Erfahrung natürlich noch oft zu machen. Die bezeichnete, vom Machthunger eingegebene, dem Lande der Reformation übel anstehende Intoleranz hat mich in der Folge Deutschland sehr entfremdet. Man sollte doch froh sein über jede vernünftige ehrliche Meinung, die Wahrheit hat niemand gepachtet. Zürnend sang mein Genius damals:

— — — — —  
Noch ist dein (Deutschlands) Tag gar fern: Die Höllenfahrt  
Muss deiner Jugend frischen Geist ermüden.  
Singt nicht dem Dränger, der euch nordisch paart!  
Freiheit und Lied kommt doch nur einst von Süden.

Dort wächst, ein Knab' noch, der Verheißung Kind  
Und fühlt dein einstig Sein im Busen wallen.  
Ich hör' sein Nahen wie Gewitterwind —  
So betet, dass er niedersteig' euch allen! — (Juli 1874).

Was der Genius mit der „Höllenfahrt“ (s. Symbolum apostolicum: „Hinabgefahren zur Hölle“) meinte, kann man heute wissen. Damals hat auch mein Verstand es nur geahnt.

Ich weiß nicht, ob Johannes Scherr über die siebziger Ereignisse geurteilt hat, wie ich. Seine Schriften sind mir hier nicht zur Hand. Aber er war ein einsamer Denker, gleich mir, und was einmal die *Kölnische Zeitung* (etwa in den achtziger Jahren) bei Besprechung sozialer Fragen gesagt hat, indem sie Rousseaus Dogma von der Gleichheit in ihrer Weise ausmünzte: Es gelte gleiche Gerechtigkeit für Alle walten zu lassen, das war für Scherr maßgebend wie für mich bei meinem geschichtlichen Unterricht. Das brachte es denn auch mit sich, dass ich meinen Schülern sehr oft, natürlich ohne dass ihnen das auffiel, Ansichten vermittelte, die von den zu der Zeit gültigen sehr abwichen, aber in der Folge bei ernststen Forschern regelmäßig ihre Bestätigung fanden. Warum ich dergleichen nicht veröffentlichte? Fürs erste fehlte mir die Zeit dazu. Dann aber geht ja schon lange Macht nicht bloß vor Recht, sondern auch vor Wahrheit, und Mirza Schaffy's Wort: Wer die Wahrheit spricht, der muss statt der Füße Flügel haben — gilt im Zeitalter der schwarzen Listen und der vielgerühmten weitreichenden Organisationen mehr als je. Hat mir doch trotz meiner Zurückhaltung einmal einer, der's wissen konnte, unter vier Augen gesagt: „Wenn man's anders angefangen hätte, so wäre man jetzt Universitätsprofessor. So muss man nun sein Lebetag Schulmeister bleiben.“ Das war vier Jahre nach dem Erscheinen der *Kerenzer Mundart*. —

Bei dem ehrwürdigen Georg von Wyss trat man für die damals eben zuerst arg umstrittenen Anfänge der Geschichte der Schweiz auf den soliden Boden bedächtiger, umsichtiger und unbefangener Kritik. Da wurde man noch nicht unter der „Geste“ spöttelnder Überlegenheit mit Fragezeichen gefüttert, wie es seither in Bild und Wort so oft geschehen ist. Wahrheit und Dichtung wurden säuberlich auseinandergehalten, und es blieb Raum für die Erkenntnis, dass die „Dichtung“ nicht selten wahrer ist als das, was als Wahrheit ausposaunt wird. Auch jener Schwyzer Fährmann kam noch unter, der uns Frauenfelder Primaner einst erstmalig nach dem Rütli hinüberfuhr und einen naseweisen Frager unter uns, ob er denn die alten Geschichten da auch noch glaube, in trockenem Gleichmut so beschied: „Mir syn hie der Meinig, wo es Rächli syg, miës au es Firli gsi sy.“

In der Tat: Nicht darauf kommt es an, ob die Gestalten unserer sagenumwobenen Geschichte diesen oder jenen Namen getragen

haben mögen, ob sie genau so oder anders existiert haben. Meinen Schülern sagte ich etwa: die herrlichsten Tellengestalten, die bewiesen wären für eine um sechshundert Jahre zurückliegende Zeit, würden uns nicht davor beschützen, Tröpfe zu sein. Aber dass solche Gestalten uns Ideale sind, denen wir nacheifern, das schützt uns davor. Das schließt die Bürgschaft in sich: was jene noch nicht gewesen sein sollten, das wird noch kommen. Immerhin — und darin behält unser Rütliführer vollkommen recht — kann das, was den Kern unseres schweizerischen Daseins ausmacht, nur entstanden sein durch wirkliche Männer dieses Schlages. Für uns Nachfahren aber gilt, was ich als Student, aus einer Geschichtsstunde kommend, hingeschrieben habe (30. Juni 1869):

So steigt ihr Heldenahnen denn ins Grab! Wir können  
Euch nicht ins Leben rufen, euch zu Zeugen  
Des, was ihr wart, nicht zeigen euren Spöttern.  
Sei nicht mehr, Tell, sei nicht mehr, Winkelried,  
Seid nicht mehr, Väter heiliger Bundesschwüre —  
*Es ist an uns, zu sein!* — Und euer wert,  
Will, euer Sohn, ich leben oder sterben.

Soll die in Aussicht genommene „nationale Erziehung“, von der jetzt so viel die Rede ist, wirklich gelingen, dann muss die Methode Georgs von Wyß und seiner Fortsetzer als Wegleitung dienen. Wenn unsere Studierenden nicht mehr in beliebigen Semestern ohne alle Kontrolle an beliebige fremde Universitäten laufen, die in erster Linie nicht der Geschichtswissenschaft, sondern ihrem Staate dienen nach der Maxime: man macht aus [der Geschichte, was man braucht; wenn sie bei uns wahrhaft schweizerisch gesinnte, vollkommen auf der Höhe stehende Männer hören können und wenn der intellektuellen Überfremdung gewehrt, statt Vorschub geleistet wird; wenn endlich die Lehrerseminarien den höchsten Lehranstalten so nahe gerückt werden, dass auch die Volkslehrer bei solchen Professoren ihre schweizergeschichtliche Bildung empfangen können, dann ist die Hauptsache getan. Die Jugend will Quellwasser, nicht Röhrenleitungswasser, und findet jenes schon, wenn es da ist und nicht abgegraben wird. Lehrplanzwängerei und sonstige Schablone sind dabei tunlichst zu meiden. — Hinsichtlich der Behandlung der Neuesten Geschichte gehe ich auf Grund meiner langen Erfahrung vollkommen einig mit dem, was Professor Paul Schweizer 1915 in Nr. 1742 der *Neuen Zürcher Zeitung* gesagt hat. Es heißt dort

u. a.: „Im Gebiet der allerneuesten Geschichte ist keine eigentlich wissenschaftliche Forschung und Darstellung im strengen Sinne möglich wegen Mangel an zugänglichen Quellen und Erkenntnis der weitem Entwicklung . . . Es fehlt mir bei Behandlung älterer Zeiten nie an Gelegenheit und Bemühen, Ausblicke auf die Gegenwart zu machen . . . Die einzig mögliche tiefere Erklärung der gegenwärtigen Verhältnisse liegt in der gründlichen Betrachtung und Kenntnis der Vergangenheit.“

Hochschullehrer der bezeichneten Art sollten alsdann auch den gebührenden Einfluss auf unsere Presse gewinnen, die bei uns nur zu oft in obskuren Händen liegt und es nicht selten mehr auf Verkehrung als auf Belehrung abgesehen hat. Öffentliche Vorträge von solchen Männern aus eigenem Holz sollen der mechanisierten Schule entgegenwirken, in der der künftige Bürger das eigene Denken verlernt, wie jener Italienerknabe, der mich tagaus tagein, auch bei Dingen, die er mit Leichtigkeit selber ergründen konnte, quälte mit seinem unaufhörlichen „perchè“ — um es sich bequem zu machen. Ich sollte ihm vordenken. Vollkommen kritiklos lässt sich unser Volk heutzutage von seiner Presse vordenken, von der es förmlich beherrscht wird. Es sollten Kurse veranstaltet werden zur Unterweisung, wie man Zeitungen zu lesen hat. Von tausend Zeitungslesern achtet noch nicht einer auch nur auf die Korrespondentenmarken, deren Anbringung von jeder anständigen Zeitung gefordert werden sollte. Meinen Schülern pflegte ich zu sagen: leset Zeitungen, aber glaubt ihnen kein Wort.

Wir haben ja Grund, in jeder Hinsicht über die Hochhaltung schweizerischer Entwicklungsgedanken zu wachen und jede Gefährdung von ihnen fernzuhalten. Das Wort Renans, dass man die Schweiz erfinden müsste, wenn sie nicht schon vorhanden wäre, scheint heute glänzend gerechtfertigt. Sie hat Europa die Arbeit der Rassenversöhnung nach der Devise: Keiner der Größte allein, aber Jeder groß in seiner Art — ohne welche hier eine Stetigkeit der Kulturentwicklung unerreichbar sein wird, vorgetan. Treten wir *im Interesse der Weltkultur* allem entgegen, was diesen unsern höchsten Daseinszweck gefährden kann. — Ich lese immer nur von Exzessen der welschen Presse in unsern führenden deutschen Schweizerblättern. Ist das nicht Pharisäerei? Warum rügt man Ausschreitungen von der andern Seite nicht? Und von fremder

Hetzliteratur sind wir ja in der deutschen Schweiz förmlich überschwemmt. Nicht genug: während man im Westen einem P. H. Loyson u. a. vorzutragen verbietet — mit Recht, wir können jetzt die Sprache der Leidenschaft nicht brauchen und auch ein *geistiges* 1798 auf unserm Boden wäre gefährlich — komplimentiert man in Zürich eine deutsche Schriftstellerin und bejubelt sie bei ausverkauftem Hause (*Neue Zürcher Zeitung* 1916: 1952. 1953. 1963), nachdem sie soeben noch geschrieben hat, die Schweiz sei „ein Land, das durch Sünde, nämlich durch Absonderung von Deutschland, entstanden ist“ (*Neue Zürcher Zeitung* 1945). Heißt das nicht, uns eine „seidene Schnur“ überbringen und Italien herausfordern? Es wäre über dieses Kapitel noch viel zu sagen. Hier nur noch das eine: wir behandeln in allen Lehrbüchern den Ursprung der Schweiz als ein rein deutsches Produkt. In Wirklichkeit haben Welsche und Halbwelsche mit ihrem Kampf gegen Burchardinger und dann gegen die Zähringer die Fahne unserer Unabhängigkeit zuerst entrollt, und deutlich im Anschlusse daran, wohl auch in Anlehnung an den Kampf der lombardischen Städte gegen die kaiserlichen Vögte, hat sich die Urschweiz gleich danach erhoben. Diese sprach wohl deutsch, hatte aber burgundische Ansiedler und romanischen Blutzusatz. Letztern haben auch die rätischen Bünde und Appenzell. Die Städte hatten mindestens italienische Vorbilder, die übrige ausgesprochen deutsche Schweiz ist größtenteils erst durch die französische Revolution frei geworden. Jene Darstellungen sind also Usurpationen, die mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße stehen und unsere welschen Mit- eidgenossen kränken müssen. — Der ungemischte deutsche Schlag hat gar nicht das Temperament zu Unternehmungen wie die Gründung der Schweiz, und wer ein feineres politisches Empfinden hat, kann da und dort in unserer sog. alemanischen Schweiz noch allerlei herrenvölkische und untertanenselige Nachwehen bemerken. Dafür haben die Welschen allerdings ihre „Schlampamperei“, sie setzen gut an, aber führen schlecht durch. Drum ist's gut, dass wir zweierlei Menschen sind.

Wenn es unter meinen akademischen Lehrern für Geschichte *einen* gibt, dessen Schüler ich heißen darf, so war das Max Büdinger, nachmals in Wien. Seine Kollegien und sein Seminar waren in erster Linie auf die Bedürfnisse des Lehramtes zugeschnitten, und ich habe beide, Seite an Seite mit den spätern Zürcher Pro-

fessoren Müller und Dändliker, eifrig besucht. Büdinger ging sozusagen in der Förderung seiner Schüler auf. Er lud dazu ein, bei fachlichen Anliegen ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, und ich habe reichlich Gebrauch davon gemacht. Kein Wort, keine Silbe seiner auf der Goldwage abgewogenen Vorlesungen, die er in abgerissenen, heftig hervorgestoßenen Satzbruchteilen vorbrachte, sollte mir entgehen. Ich habe die stenographierten Kollegienhefte von ihm heute noch. In manchen Dingen lernte ich ja später anders urteilen, als er, aber eben, weil er mich abwägen und urteilen gelehrt hatte. Sein scharfer jüdischer Verstand durchdrang alle Kulissen der Diplomatie und der ihr ergebenden Geschichtsschreibung. — Er war aber nicht nur ein feiner Kopf, er war auch ein feiner, seelenguter Mensch. —

Alle diese geschichtlichen Kollegien besuchte ich als inskribierter Theologiestudierender, weil meine Gönner diese Bedingung stellten. Einmal allerdings wurde mir von ihrer Seite angedeutet, man würde mir ein Umsatteln zur Geschichte allenfalls verzeihen.

Solange nun das theologische Studium in Philosophie und alttestamentlicher Exegese bestand, fand ich Interesse auch daran. Denn ich war vielseitig veranlagt, was ich keineswegs immer als einen Vorzug empfand. Im Unmut schrieb ich einmal (7. III. 1869): zu allem geboren, zu nichts geboren. — Vermutlich hätte ich als Naturforscher Bedeutendes geleistet. In der Mathematik hatte ich am Gymnasium stets erste Noten, woran freilich der vortreffliche Lehrer Dr. Wilhelm Schoch sicherlich auch Anteil hatte. Aber an Naturwissenschaft war bei meinen Verhältnissen in jener Zeit nicht zu denken. — Exegese, wie ich sie wählte, war schon damals Quellenkritik erster Güte, förderte also meine geschichtliche Vorbildung.

Ich hörte in dieser Beziehung vor allem den bedeutenden Orientalisten O. Schrader; in Basel den daselbst (und nur für das alte Testament!) damals einzigen freidenkenden Bernhard Schulz (oder Schultz? Ich habe hier die Literatur nicht zur Hand), nachmals in Straßburg. — Sogar Talmud hörte ich in Zürich.

In der Philosophie genoss ich in Basel den tiefgründigen Steffensen, in Zürich hörte ich Plato bei Arnold Hug, allgemeine Geschichte der Philosophie und Aristoteles speziell, bei Kym; Fichte, Schelling, Hegel bei dem scharfsinnigen Biedermann. Diesen, einen bäumigen Züribieter, sehe ich heute noch vor mir, wie er

gedankenschweren Hauptes und schweren Trittes das einstige holprige Halseisen hinauf zur Universität emporschwankte. Er war mir, wie die Philosophen, über die er vortrug, zu abstrakt. Und das trotz der schon erwähnten autodidaktischen Vorbereitung für diese Art Materien in der Gymnasialzeit. Ich muss schauen können, was ich fassen soll. — Noch erlaube ich mir hier im Vorbeigehen die Bemerkung, dass der rechte Name für meine eigene, im *Pantander* entwickelte Philosophie kaum, wie Käslin meint, Pantheismus ist. Mindestens ist diese vieldeutige Bezeichnung nicht bestimmt genug. Der Gott des *Pantander* ist, im Sinne der eleatischen  $\epsilon'\nu\ \kappa\alpha\iota\ \pi\acute{\alpha}\nu$ , nicht ein mechanisch-materialistischer, sondern ein intellektueller, fast persönlich empfundener Allbegriff. Es ist eben der allwissende Allwille Plato's, von dem oben die Rede war, zu dem unser Wissen und Wollen den Rückweg sucht, während nur ein Glauben, im Sinne der Mystik, ihn unserm Herzen nahe bringt. — In dem Jubiläumsartikel, den Käslin für das *Aargauer Tagblatt* geschrieben hat, kommt er übrigens diesem Gottesbegriff sehr nahe.

Diese akademischen Lehrer mit der ganzen Creme ihrer Zeitgenossen in der Schweiz hatten einen ganz eigenen Zuschnitt. Ihre Religion bestand noch nicht im Kultus des eigenen, wirklichen oder eingebildeten Genies, ihre höchsten Begriffe waren überpersönlich, man stellte sich noch nicht auf den Kopf, um Aufsehen zu erregen. Redensarten wie Realpolitik, Macht vor Recht, gesunder oder gar heiliger! sollte heißen krasser — Egoismus; Magenfragen, Jenseit von Gut und Böse, waren noch nicht in Kurs. Statt vom Kampf ums Dasein sprach Johannes Scherr noch von Ellenbogenmenschen. Die Menschheit holte sich ihre Vorbildlichkeiten noch nicht im Tierreiche (oder nicht mehr, denn die Raubritter und *Reinke de Vos* hatten es auch schon getan). Wir hießen noch nicht Vettern von Über- oder Hochmutsaffen. Die Wissenschaft in Ehren. Aber sie besteht aus Einsichten und Versinnlichungen dieser Einsichten. In letztern sind unsere Naturwissenschaften noch selten glücklich gewesen, weil ihre Vertreter häufig die Poesie missachten und den Einfluss von Bildlichkeiten auf das menschliche Gemüt vernachlässigen. Man täte besser, Jagd zu machen auf unpassende sprachliche Vergleiche als auf Fremdwörter, die die Nationen verbinden sollten. Eine Unsumme seelischer und materieller Leiden der Menschen beruht auf falschen Vorstellungen, falschen Vergleichen

und Bildlichkeiten. Allerdings meistens auch das Glück, aber mit dem Unterschiede, dass in jenen ein Kern von Lüge steckt, in den Illusionen echten Glückes aber ein Kern von Wahrheit.

Unsere unschöne und falsche naturwissenschaftliche Bildlichkeit hat Schiller in seinen *Göttern Griechenlands* tief wahr, aber leider unverstanden beklagt.

Unsere Professoren — ich weiß übrigens wohl, dass es auch heute noch solche gibt, wie es damals auch schon andere gab — waren Männer von unbestechlichem Wahrheitssinn, die voll starker Idealität auf ihre Ziele lossteuerten ohne nach links oder rechts zu schießen. Das nervöse Hasten unserer Tage nach Ruhm und Karriere war ihnen fremd, sie waren eher von einer übergroßen Bescheidenheit, die sich nicht vordrängte, sondern suchen ließ.

Und es war eine schöne Zeit, diese sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Zürich. Das Abendrot der Humanitätsära verklärte sie noch und die Stimmung Huttens in seinem: Es ist eine Lust zu leben. Denn auch in dieser Periode wieder ging die Welt auf, buchstäblich, denn wie Napoleon der Erste den Straßenbau, so förderte Napoleon der Dritte die Industrie und die Eisenbahnen. — Ich lebte des Glaubens, es genüge, ein tüchtiger Mensch zu werden, um das Fortkommen brauche man sich nicht weiter zu kümmern. Meine Aufgabe sei, nach Maßgabe meines Könnens für die Gesamtheit zu sorgen. Diese hinwieder werde für mich sorgen.

An diesem schönen Glauben hatte ich dann freilich im Leben gewaltige Abstriche zu machen.

Das Zürich jener Zeit war freilich nach heutigen Begriffen bloß eine hübsche Landstadt. Aber damals durfte auch noch das Kleine groß sein. Handel und Wandel waren noch tadellos reell. Bei allem aufgeschlossenen Sinn für freie Formen und wohltuender Abkehr von muffiger Philistrosität galt in der Stadt nicht bloß Tüchtigkeit, sondern auch Züchtigkeit und Ehrbarkeit. Tonangebende Kreise huldigten in weitgehender Art dem noblesse oblige. Das jetzt so üppige Klüngel- und Gesinnungsschnüffelwesen war völlig unbekannt.

Etwas „Schlampamperei“ dabei? Nun ja, man fühlte sich wohl und ließ sich etwas gehen. Es war die Gottfried Keller-Zeit, wie für Basel die Böcklin-Zeit. Übrigens sprach man (in Studentenkreisen) noch kaum von ihnen, sie waren noch nicht entdeckt. Von der jetzt aufgewärmten 50. Geburtstagsfeier Gottfried Kellers weiß

ich nichts. Möglich, dass ich schon in Ferien war (19. Juli 1869). Ich sah Böcklin an der Arbeit, jene Treppenfreske im Basler Museum zu malen. Man ging an ihm vorüber wie an dem ersten besten. Es gab ja Schweizer, die diese Größen für sich bereits würdigten, ich denke z. B. an den feinsinnigen und lebenswürdigen Professor Mähly. Aber sie waren zu bescheiden, sich mit ihrem Urteil hervorzuwagen. Das Ausland musste zuerst sprechen. Wie immer bei uns. Man lässt sich imponieren, lässt die eigene Intelligenz ins Ausland wandern und importiert dafür fremde, die den Fremdienst im eigenen Lande befördert. Da war die frühere Reisläuferei immerhin noch besser, als die jetzige im Dienste fremder Vorurteile. Jene bildete doch eine Hochschule für unsere Staatsmänner und Militärs. — Wohlverstanden: ich halte die Zuwanderung tüchtiger und überzeugt republikanischer Auslandselemente sogar für gesund, aber dieser Schacher mit dem Schweizerbürgerrecht, durch den man Zuwachs für eine zielbewusst betriebene „friedliche Durchdringung“ unseres Landes und unbesehen vielleicht sogar fremde Agenten in unser vertrauensseliges Volk einschmuggelt, treibt mir, so oft ich daran denke, das Blut ins Gesicht. —

Zürich, die herzige kleine Stadt, baute sich damals voll Liebreiz in der Hauptsache bloß von See und Limmatstrand nach dem Zürichberg hin empor, ohne Lärm und Staub. Die Hohe Promenade, mit dem stilvollen Friedhof ostwärts, dem gelassenen Stadtleben und dem See, „in dem sich des Glärnisch Haupt beschaut“, westwärts, war zur Nachtzeit still und feierlich, wie ein Heiligtum.

Ich habe unter den ehrwürdigen Rüstern neben der Büste des Sängervaters Nägeli, dessen Lieder noch von meinem seligen Vater gesungen wurden, manche einsame Stunde verträumt.

Die Zeit und die Menschen, die dieses nun erheblich verblichene Kleinod geschaffen haben, müssen gemütvoller und besser gewesen sein, als die jetzigen.

Indem ich dies sage, meine ich nicht speziell das jetzige Zürich, das mir eine fast völlig fremde Stadt geworden ist. Sondern ich rede von der jetzigen Zeit überhaupt. — Ist es übrigens eine launige Ironie des Setzerkoboldes, wenn ich in der Legende zu dem Bilde, das die *Schweizer Illustrierte Zeitung* die Aufmerksamkeit hatte, von mir zu bringen, trotzdem der Stadt Zürich vindiziert werde?

KRUMMENAU

JOST WINTELER

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)